Hauer
Nr. 2738
In fach-
eigenen
ten.
der Zeit
Denkmälern.
statter.
nützlich!
Stoffe:
nach der
Muster,
cm m.
Muster in 98,
nicht
Stoffe
doppelten
Seite einen
Ausmessen.

lebenden und nicht von Toten. Und zumal die litauische Grenzbehörde. Man hüte dort die Seelen der Lebenden wie der Scheidenden und weiß, daß aus jedem Grabhügel auch ein Samenkorn des Werdens sprießt. „Der Bauer Abromeit ist litauischer Staatsangehöriger gewesen. Eine Ueberführung der Leiche ins Ausland ist nicht zulässig."

Adolf, der Sohn, hielt das Schreiben in Händen. Ueber das kantige Bauerngesicht lief ein Zucken: „Der Wisch! Die ganze Bande soll mir den Buckel . . ."

Aergerlich warf er den Brief auf den Tisch. „Und der Vater wird doch auf deutscher Erde begraben. Nun gerade!" In das Haus der Trauer warf die Empörung ihre grellroten Flammenblitze und malte in das Schwarz des Todes die Feuerfarben des Lebens. Kampf gegen Kampf.

In der guten Stube schlief der Bauer unter der steinernen Maske seines letzten Willens.

Der Tag der Beerdigung kam. Man wußte, daß die litauische Zollbehörde ein wachsames Auge haben würde. Der Aufzug eines großen Bauernbegräbnisses fand statt. Nichts fehlte: Die Glocken läuteten, die Schulkinder sangen, und der neuangestellte litauische Geistliche zog an der Spitze einer großen Trauergemeinde hinter dem Sarge her. —

Noch saßen die Gäste rauchend und politisierend bei den letzten Gängen des Leichenschmauses, da verließen fünf Männer durch eine Hintertür das Haus. Im Schatten der Scheune stand ein mit Heu beladener Leiterwagen.

„Links vom Kirchhof! Hinter der Scheune des Pfarrhauses! Mach' leise!"

Der Knecht nickte kurz und zog die Leine an. Die vier anderen Männer gingen schweigend auf die Dorfstraße hinaus. Es war eine sternenlose Nacht. Der Wind trieb vom Haff Wolkenballen herüber. Einige Regentropfen fielen. So deckte das Geheimnis der Nacht ein Geheimnis des Lebens.

Nach einer knappen Stunde schwankte ein schwerer Zug durch die Hintertür des Kirchhofes, und der Sarg des alten Bauern verschwand in dem Heufuder, von den duftenden Halmen verdeckt, welche die Bauernfaust so oft geschnitten hatte. Die Männer wischten sich den Schweiß. Die Arbeit war hart, weil der Fluch der Heimlichkeit auf ihr lastete, aber sie wurde geadelt durch die Dankbarkeit eines Toten. Stumm reichten sie sich die Hand. Ihr Druck war das Gelöbnis des Schweigens.

Am frühen Morgen ratterte ein Heuwagen der Fährstelle zu. Ein verschlafener Zollbeamter trat gähnend vor die Tür. „Wohin?"

„Heufuhre für das Tilsiter Provianiamt."

„Ausweis!"

Adolf zeigte das Verlangte.

„Paschol!"

Und langsam zog die Fähre den alten Ambromeit im Heuwagen über den Memelstrom hinüber.

So war der Wunsch des Sterbenden erfüllt. Deutsche Erde hatte ihn erzeugt, deutsche Erde durfte ihn decken. Und als die letzten Schollen auf den Hügel fielen, brach die Morgensonne durch die Wolken und malte das Kreuz der Kirche zu einem flammenden Fanal der Wiedergeburt.

—o—

Diebe

Skizze von Erwin Sedding.

Ueber die Anschrift setzte Spechtler das Wort „Eilboten". Dann schob er den Umschlag zum Trocknen beiseite und machte sich an den Brief.

„Lieber Walter," begann er. „Seit heute früh renne ich wie ein Gefangener in meinem Zimmer umher; ich weiß, daß Du mich um sechs Uhr auf dem Bahnhof erwartest, aber ich bin jetzt entschlossen, nicht zu kommen. Wenn mein Chef ein Idiot ist, so brauche ich noch lange kein Lump zu werden. Du hast mir die Geschichte mit dem Gelde eingeredet, aber ich sehe, daß mein Wort voreilig war und —"

Spechtler ließ den Federhalter sinken. Er sah im Geiste das hämische Lächeln Walters vor sich. Er schämte sich. Er schrieb von Moral und war für die Tat doch nur — zu feige.

Er zerriß das Blatt. Es war Sonntag. Wenn er in den Laden schlich, um die Fünftausend aus der Kasse zu holen, würde vor morgen früh kein Mensch hinter die Geschichte kommen. Die Gefahr war eigentlich gering. Spechtler entzündete eine neue Zigarette.

Das letzte Zucken seines Gewissens tötete er rasch. Allein die Zeitung, die vor ihm enthielt ein halbes Dutzend solcher „Veruntreuungen". Blind, wer sich heutzutage vereinsamt fühlte, wenn er der „Lockung des Geldes" unterlag. Vom Bankier bis zum Beamten fehlte kein einziger Stand, dessen Vertretern nicht hier und da eine kleine Verfehlung nachzuweisen gewesen wäre. Es mußte in der Natur der Zeit liegen, die Gerichte würden diesen Dingen durch Milde Rechnung tragen müssen. Ehrlichkeit — gab es die noch?

Spechtler steckte einen Fünfmarkschein in die Rocktasche, nahm den Hut und ging. Sechs Stunden später würde er in der Eilenbahn sitzen und über sein Zögern nur noch lachen. Mit fünftausend Mark, selbst wenn er ein Drittel an Walter ablieferte, war schon mancherlei zu bewerkstelligen.

Spechtler ging, ohne nach rechts oder links zu sehen. Plötzlich war ihm, als riefe ihn jemand an. Er drehte sich um.

Die Straße war leer. Nur ein Bettler lehnte am Gartenzaun, wenige Schritte hinter ihm und winkte.

Befremdet trat Spechtler hinzu. „Was wollen Sie?"

„Sie haben etwas verloren, Herr," sagte der Krüppel. „Sie zogen ihr Taschentuch heraus, und da fiel dieses Geld auf die Straße."

Spechtler sah, daß der Mann einen Fünfmarkschein in der Hand hielt. Seine Augen weiteten sich. Er wünschte zu träumen und war doch nüchterner als je.

„Behalten Sie das Geld!" stotterte er, während das Wort „Ehrlichkeit" plötzlich wieder in seinem Munde war und ihn würgte. Mochte der Fremde denken, was er wollte. Spechtler ballte die Hände, daß die Nägel in sein Fleisch drangen. Er versuchte, noch etwas zu sagen, gab es auf und wandte dem Verdutzten den Rücken. Seine Kraft, sein Entschluß waren dahin. Planlos folgte er dem Trott seiner Füße. Warum hatte der Mensch nicht gestohlen, warum nicht?

Stundenlang saß Spechtler in einem Gasthaus. Lesen konnte er nicht. Als ein Blinder an seinen Tisch trat, erschrak er. Langsam schlich die Zeit hin.

Zur verabredeten Stunde erschien er im Wartesaal des Bahnhofs. Er wußte, was er Walter zu sagen hatte. Ihre Freundschaft war zu Ende. Spechtler begriff nicht, wie sie jemals hatte bestehen können.

Da kam der andere ihm schon entgegen. „Karl, Menschenskind!" rief er. „Ich habe aber eine Angst geschwitzt, das kannst Du mir glauben."

„Spar Dir doch dieses Theater!" sagte Spechtler kühl.

„Theater? — wo ich den ganzen Krach mitangesehen habe?"

Walter stemmte die Hände in die Seiten. „Sag mal: Foppst Du mich oder weißt Du wirklich nichts?"

„Ich habe keine Ahnung."

Der Freund zog ihn in eine stille Ecke.

„Ich war auf der anderen Straßenseite," erzählte er hastig. „Es ließ mir keine Ruhe, weil Du gestern noch so schüchtern tatest. Ich wollte sehen, ob Dir der Kniff gelang, verstehst Du? Und wie ich vielleicht fünf Minuten gewartet hatte, da kam auf einmal das Auto vom Ueberfallkommando. Ich dachte, ich sähe nicht recht. Ausgerechnet in den Laden vom Doldermann stürmten sie, irgendein Unbekannter mußte was gemerkt und Alarm geschlagen haben. Mir stand das Herz still, als sie den Dieb heraus führten. Und dann war es doch ein Mann, den ich überhaupt nicht kannte."

Walter senkte seine Stimme zum Flüsterton herab. „Zwei Leute blieben zurück. Jeden Augenblick konntest Du kommen. Ich wußte, daß Du vom Hof aus anfangen wolltest. Erst als Du nach einer Stunde immer noch nicht gekappt warst, ahnte ich, daß Du den Braten gerochen haben mußtest. Sag bloß: Wo bist Du die ganze Zeit gewesen?"

Spechtler schwieg.

„Na," meinte Walter, der die Blässe des anderen gar nicht merkte, „Glück hast Du ja wahrhaftig gehabt."

„Ja", wiederholte Spechtler leise für sich. „Ich habe ein großes Glück gehabt."

—o—

Aus dem Simplicissimus.

Lieber Simplicissimus! Der alte Dörr hat wieder einmal nachhaltig geläppert und äußert entsprechend seinem Zutarad Selbstmordgedanken: „Lieber tot als leben ohne Geld". Sein Freund Dieter meint, da solle er doch seinen Leichnam beizeiten der Anatomie verkaufen. Darauf der alte Dörr: „Die nehmen heute auch keine Leiche mehr ohne Abitur."

Das Leben ist stärker . . .

Skizze von Paulrichard Hensel.

„Werner würde sagen . . ." so fing mancher Satz an, wenn die Schwestern sich über eine Frage uneinig zu sein schienen, und es dauerte dann meist gar nicht lange, bis sie erkannten, daß sie derselben Meinung waren, nur daß es sich gar nicht um ihre eigene Meinung handelte, sondern um die des Mannes, an den sie sich immer wieder erinnerten.

Das war im Frühling und Sommer. Im Herbst geschah es schon bisweilen, daß die junge Dora sagte: „Früher hast Du anders darüber gedacht, Magda." Dann wurde die Schwester ein wenig verlegen und sprach bald von etwas anderem.

Vergessen hatte sie Werner nicht. Sie standen sich damals sehr nahe, Magda und er, und es gab im letzten Winter nur wenige Tage, an denen sie nicht zusammen waren. Sie liebten sich beide, und für Werner Berg war Liebe mehr als Umarmen und Schmeichelwortesagen. Er wollte Freund und Helfer sein. Es gab lange Abende, während die Mutter und Dora, die Siebzehnjährige, im Nebenzimmer saßen, an denen sie ihm gehörte, oft mit innerem Widerstreben, oft aber auch in dem Gefühl des Geborgenseins froh, von ihm lernen zu können, — bis die Stunden in Küssen und Schweigen ausklangen.

Dann hatte sie ihn jäh und ohne den süßen Schmerz eines Abschieds verloren. Auf einer Segelfahrt war er tödlich verunglückt. Der Tod kümmert sich nicht darum, ob Menschen zurück bleiben, die in wach gewordenem Liebesverlangen haltlos und unsicher werden. Lange lebte Werners Schatten im Hause weiter. Waren sich die beiden Schwestern — was keine der anderen verargte — ein wenig fremd geworden, so fanden sie jetzt wieder zueinander und sprachen ohne Scheu von dem Toten, mit dem heimlichen Ehrgeiz, seinen Gedanken zu folgen, die er jetzt wohl haben könnte. Aber der Sommer mit Sport, Wochenendfahrten und Spaziergängen löschte das sacht und unmerklich aus.

Am Totensonntag gingen die Schwestern nach dem Friedhof an das Grab des Vaters. Und auch Werner sollte ein paar Blumen bekommen. Stumm standen die Mädchen an dem Hügel. Erst auf dem Heimwege fragte Dora leise: „Du hast ihn sehr lieb gehabt, Magda. Ob er wohl sehen kann, daß Du heute bei ihm warst — ob er sich freut, daß Du ihm treu geblieben bist?"

Magda schwieg eine Weile. Die Frage hatte sie betroffen gemacht. „Was nennst Du treu?" sagte sie. „Heute ist ein Tag, an dem ich an ihn denke, an alles Schöne mit ihm. Aber glaubst Du, er hat gewollt, daß ich Tag um Tag ihm nachtrauere? Ein gutes Gedenken kann bleiben. Das Leben aber ist stärker, das läßt uns nicht stille stehen — und das wollen wir auch nicht, so lange wir jung sind —" Als suche sie den Eindruck ihrer Worte abzuschwächen, fügte sie noch hinzu: „Wenn ich jetzt einen anderen Mann liebe und glücklich bin, dann doch nur, weil ich durch Werner weiß, was Liebe ist. Du bist noch zu jung, Dora, um mich verstehen zu können."

Die Schwester schwieg. Zu Hause ging sie bald auf ihr Zimmer. Sie war verwirrt von dem neuen Eindruck, den sie gewonnen hatte: Es mag eine Liebe gewesen sein, die unwandelbar schien, aber das Leben ist stärker und geht darüber hinweg. Mußte nicht, wer an Liebe glaubte, mit dieser Erkenntnis Angst darum haben? Aber über Doras Gesicht ging ein stilles, feines Lächeln. Aus dem tiefen Versteck ihrer Kommode holte sie ein Bild, von dem die Schwester nichts wußte; ganz versonnen hielt sie es auf ihren Knien und sprach leise vor sich hin: „Einmal hast Du mich geküßt, Werner. Aber ich habe von meiner Liebe zu Dir nie sprechen und nicht an Dich denken dürfen, als Du tot warst, weil die Schwester vor Dir stand, der ich nicht weh tun wollte. Heute am Totensonntag kann ich zum ersten Male bei Dir sein, weil Du allein bist, und kann Dir alles sagen, was ich bis dahin nicht sagen durfte. Es mag wehr sein, daß das Leben stark und bunt und verlockend ist. Ich weiß es nicht. Aber mir ist, als kann ein großes Erlebnis viel stärker sein und darum bleiben" — hier wurde ihre Stimme ganz leise und zitternd —, „auch wenn es nur halb erlebt wurde . . ."

Sie küßte das Bild des Toten. Nichts war mehr in ihrem Gesicht von Schwermut und Trauer.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.

Druck und Verlag: Dr. C. Santz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 47 Samstag, 23. November 1929

Die Heilige

Skizze von Rose Gerlach.

Der Ehemann der Verstorbenen steht vor der Tür des Totenzimmers und lauscht. Er hört daß man den Raum nebenan verläßt.

Das wird heut' wohl der letzte Trauergast sein, geht es ihm wirr durch den Sinn. Dann schleicht er wie ein Dieb zum Totenlager. Eine Weile verharrt der große starke Mann in ängstlicher Hilflosigkeit, dann hebt er behutsam das Leinentuch vom Antlitz der Entschlafenen. Mit tiefgesenktem Kopf schaut er auf sie hinab.

Wie schön ist sie — und so voller Frieden, denkt er. Ja, sie war nun von allem erlöst — erlöst von ihm.

— — Wie dumm, wie leer ihm zu Mute ist, als hätte er gar kein Gefühl mehr bis auf die rastlose Qual, die ihn von nun an hetzen würde, bis . . .

Er macht eine scheue Bewegung, als ob er die Hand der Toten streicheln wolle; steht dann aber wieder in regloser Versunkenheit. Plötzlich schrickt er zusammen, weil er durch die nur angelehnte Tür laut sprechen hört. Es ist eine Freundin seiner Gattin: Frau Dr. Karsten. Sie hat wohl geweint, denn ihre Stimme klingt gepreßt.

„Wir alle haben an dieser prächtigen Frau unendlich viel verloren. Es gibt eben Menschen, die nicht zu ersetzen sind. Nie habe ich sie etwas Schlechtes von andern sagen hören. Wie mildtätig war sie, wie hilfsbereit! Ihr jederzeit verständiger Rat war ein Segen für uns alle. — Was sagt denn der Mann zu diesem plötzlichen Ende, Fräulein Anna?"

„Der Mann . . . was er dazu sagt?" kommt es zögernd von dem jungen Mädchen, einer Anverwandten seiner Frau, das im Haushalt nach dem Rechten sieht und die Verstorbene bis zum letzten Atemzuge gepflegt hat. Aufhorchend hebt Peter Holm ein wenig den Kopf. Was würde nun kommen?

„Seit Tante Elisabeth die Augen schloß, hat er kein Wort mehr gesprochen — rein gar nichts, sondern tränenlos, starr und stumm an ihrem Lager gesessen — Speis' und Trank verweigert. Jetzt hab ich ihn endlich überreden können, ein wenig zu ruhen; das hielte ja der Stärkste nicht aus!"

„Hm — da hat's schließlich auch ihn mal gepackt. Leider kommt die Reue zu spät. Ich muß gestehen, daß es mir immer unfaßlich gewesen ist, wie diese Frau, die wir alle wie eine Heilige verehrten, zu dem Manne kommen konnte."

„Vielleicht brauchte Tante Elisabeth gerade diesen Mann."

„Wieso? — Wie meinen Sie das?"

„Nun — ich meine, es war Tante Elisabeths Veranlagung, Dulderin zu sein; ohne ihren Mann hätte sie sich schwerlich den Heiligenschein errungen."

„Ach sooo! Na ja — der Mann ist eben ihr Schicksal gewesen."

„Ich meine vielmehr, Tante Elisabeth ist das Schicksal ihres Mannes gewesen."

Die Augen des Lauschenden werden plötzlich ganz groß und starr.

„Hören Sie, Fräulein Anna, das ist aber wirklich ganz neu. Wie wollen Sie das erklären?"

„Sehr einfach. Der Mann hat die Frau mit der ganzen Innigkeit seines schlichten, ehrlichen Herzens geliebt. Grenzenlos! — Ihre feingeistige, vornehme Art entzückte ihn, andererseits aber machte gerade dies den starken, kraftvollen Mann ihr gegenüber hilflos wie ein Kind. Tante Elisabeth wußte ihre Ueberlegenheit wohl auszunutzen. Dem biederen Manne ist es aber nie in den Sinn gekommen, daß seine ehrenhafte Tüchtigkeit, sein treues Mühen und Sorgen hundertmal das bißchen Schöngeisterei aufwog."

Wieder macht Peter Holm jene scheue Bewegung, als wolle er die Hand der Toten streicheln; und wieder unterläßt er es.

Inzwischen fährt Anna fort: „Tante Elisabeth war eine Natur, wie sie sich für die Wohlanständigkeit und feine Gesittung gut bürgerlichen Lebens nicht besser eignen konnte. Kühl bis ins innerste Herz, brachte nichts sie aus dem Gleichgewicht. Ihre Tugenden waren nicht teuer erkauft. Doch was fragt die Welt da-

Wie ganz anders stand es um den Mann! Er suchte, tappte im Dunkeln, mußte sich alles erst erringen. Es hungerte ihn nach Liebe, Wärme und erlösendem Verstehen. Sie gab ihm erzieherisch-tropfenweise für alles nur gekünstelten Ersatz. Kochte es dann in ihm über, so fand der geistig Ungewandte keine Worte, die ihn befreiten, und der wußte sich nicht anders zu helfen, als sich in sinnlosem Toben von all der unbegriffenen Qual zu befreien. Wut und Scham trieben ihn dann aus dem Hause. Er trank wohl auch mal und machte andere Geschichten, um sich hinterher doppelt elend zu fühlen. Versuchte er es danach — völlig zerknirscht —, sich seiner Gattin wieder zu nähern, so schreckte ihn ihre Kühle zurück. Ihre leidvolle Duldermiene hatte etwas Aufreizendes an sich, und wenn sie gar sagte: „Sprechen wir lieber nicht davon . . .", so lag — unangreifbar versteckt — etwas so Hämisches in diesen Worten, daß sie wie Tollwutgift wirkten. Ach, Frau Doktor, glauben Sie mir: Würde mich jemand so behandeln, ich weiß nicht, was geschähe."

Totenstille. — Peter Holm summt es in den Ohren. Nun hört er Frau Dr. Karstens Stimme.

„Das ist furchtbar traurig, Fräulein Anna. Aber haben Sie sich niemals zu Elisabeth über all das geäußert?"

„Leider nie! Auch ich schloß mich zuerst gedankenlos der vorherrschenden Meinung an. Gibt es doch keine Ueberzeugungen, die fester sitzen als Vorurteile. Doch schon während Tantes Krankheit — und dann, als sie hinüber ging und dem flehend vor ihr Knienden keinen Blick, kein versöhnendes Wort, keinen Abschied gönnte, da war für mich ihr Heiligenschein dahin. Vor solch einer Lieblosigkeit schauderte mir. Es war doch ihr Mann! —

Jaja — Glück zu fordern, wissen sie alle; Glück zu spenden nur wenige. Ich aber denke mir, die innere Verbundenheit in der Ehe müßte so tief, so innig sein, daß es nicht nur gilt, etwaige Schicksalsschläge gemeinsam auf sich zu nehmen, nein, daß auch einer dem andern die bittere Last der persönlichen Fehler und Schwächen tragen und mildern hilft."

„Ja, Fräulein Anna — so sollte es wohl sein . . . Uebrigens: Herr Holm kann sich freuen, wenigstens eine auf seiner Seite zu wissen."

„Zunächst sieht Herr Holm auch in mir wohl nur die feindliche Macht; gehöre ich doch zu der Sippschaft seiner Frau, die samt und sonders, wie eine Mauer, hart und erbarmungslos gegen ihn stand."

„Hm — es kommt ja wohl öfter mal vor, daß äußerer Schein uns trügt; und es ist so schrecklich, Fräulein Anna, von einem Verstorbenen Abfälliges zu reden, besonders — wenn er noch — über der Erde ist."

„Ja — nicht wahr? Es ist so unheimlich; die Toten könnten sich rächen." Es klingt fast, als schwänge ein halbes Lächeln durch die Worte. Gleich darauf fährt Anna in warmer Ueberzeugung fort: „Ach nein! So ist es ganz gewiß nicht! Wenn es eine Unsterblichkeit gibt, in der alle menschlichen Hemmungen von der wahren Erkenntnis fallen, so wird Tante Elisabeth mir dankbar sein, wenn ich zu verhüten suche, daß ihr Irrtum gar zum Verbrechen an ihrem Manne wird. Und dürfte man wohl, um einen Verstorbenen zu ehren, ein blühendes Leben aufs Spiel setzen? — Es geht hier um ein Menschenleben, Frau Doktor, ich sage es Ihnen: der Mann ist am Ende seiner Kraft."

Peter Holm hört nichts weiter. Er ist am Totenbette niedergesunken und schluchzt fassungslos: „Elisabeth — auch Du ein Mensch, ein armer, irrender Mensch! Ach . . . dem Himmel sei Dank!"

Dabei streichelt er unablässig die Hände der Toten in heißer Zärtlichkeit und erlösendem Schmerz.

Zarte Liebe

Zarte Liebe ist ein Waldbächlein,
Holder Weggenoß nach Gottes Willen.
Blinkt nicht immer auf im Sonnenschein,
Rieselt oft verborgen fort im Stillen.

Decken es des Mooses Polster schwer,
Bahnt es sich durch harte Felsengassen,
Hörst du seinen milden Klang nicht mehr,
Und du klagst, es habe dich verlassen.

Aber plötzlich ist es wieder frei,
Kündet dir mit heimatlichem Tone,
Daß es dennoch dein Gefährte sei,
Deine Sehnsucht tausendfach belohne.

Anna Enders-Diz.

—o—

Grajito, der Stier

Skizze von Georg Wagener.

Grajito war Vincentes Liebling. Grajito trug auf dem starken, braunen Nacken einen schneeweißen Fleck. Seine Nüstern waren rosig, und sein weiches Maul such'te schmeichelnd nach des Herrn liebkosender Hand. Im Dorfe nannten sie Vincente, den Sohn des Pächters, und Grajito, den Stier, spöttisch die Brüder, weil Mensch und Tier einander eine Anhänglichkeit bewiesen, die dem Stier fremd ist.

Auch Carmencita Novarez, die Tochter des Gutsbesitzers, lachte über den Stierfreund. Sie sah ihn oft an ihrem Fenster vorbei das Vieh auf die Weide treiben, und der Spott verzog ihre hübschen Lippen, wenn Vincente den Hut vor ihr zog. Und doch dachte sie stets, wenn sie der stiebenden Wolke nachsah: „Wie sitzt er gut zu Pferde! Viel zu gut für einen Studenten, der in zwei, drei Jahren in muffigen Amtsräumen hocken und verstaubte Akten blättern wird!"

Eines Abends fand Carmencita Gelegenheit, mit Vincente Garrido darüber zu sprechen. Sie saß neben dem Studenten an der Tafel unter den Gästen ihres Vaters, und unvermittelt fragte sie ihren schweigsamen Tischherrn spöttisch: „Vermissen Sie nicht Grajito, Ihren Freund?" Er zuckte unter der Beleidigung leicht zusammen. Dann sagte er lächelnd: „Die Gäste Ihres Herrn Vaters entheben mich heute der Sorge um einen Ersatz für Grajito, den Stier."

Carmencito lachte: „Vertragen wir uns, Vincente. Was kann ich dafür, daß ein paar täppische Burschen unsere ganze verkehrsfähige männliche Gesellschaft bilden? Ihre Pflicht wäre es, ein wenig neues Leben in diesen langweiligen Kreis zu bringen. Aber Sie ziehen es ja vor, Ihre Ferien draußen auf der Weide in Gesellschaft Grajitos zu verbringen." — „Weil seine Freundschaft ehrlich ist." — „Und meine?" — „Ihre Freundschaft, Senorita Novarez? Sie haben mir noch nie Veranlassung gegeben, zu hoffen, daß Sie mich Ihrer Freundschaft würdig halten."

Das junge Mädchen lachte spöttisch: „Ich sehe doch wieder, daß der Umgang mit Grajito nicht ohne Einwirkung auf Ihre Beobachtungsgabe geblieben ist." Vincente Garrido wurde rot vor Freude: „Ich muß ihm dankbar dafür sein.

Sennorita Novarez, denn hätte Grajito nicht Ihr Mißfallen erregt, so wäre mir vielleicht die beseligende Gewißheit, die Sie mir eben gaben, für immer verborgen geblieben."

Vier Wochen später raunte das ganze Dorf davon: „Er wird den alten Novarez wohl bald um ihre Hand bitten. Selbst Grajito, seinen Bruder, vernachlässigt Vincente, und das Vieh brüllt auf der Weide nach ihm. Was der Alte wohl dazu sagt, daß der Sohn eines Pächters seine Tochter haben will?" — „Der Alte? Den wickelt sie um den kleinen Finger, und ein Anwärter auf den Posten des Generaldirektors der Justiz ist als Schwiegersohn nicht zu verachten."

Doch Carmencita dachte anders über die Zukunft Vincentes: „Glaubst du, ich will dich später als Stubenhocker und Bürokraten haben? Ich will in die Welt, in die Städte hinaus, Menschen, Gesellschaften sehen, einen Namen haben!" — „Den kann ich dir nicht bieten, Carmencita." — „Doch. Du bist gewandt, hast eine feste Hand, ein sicheres Auge, eine gute Figur. Was gehört mehr dazu, um ein bekannter Stierkämpfer zu werden"? — „Ein Stierkämpfer? Carmencita, du scherzest!" — „Nein. Es ist mir ernst. Ich kenne deine juristischen Fähigkeiten nicht, dafür um so mehr dein Können in der Arena. Freilich waren es nie Madrilener, vor denen du hier im Dorfe gekämpft hast, und die Bauern trieben dir noch nicht die besten Stiere vor die Klinge. Aber jeder sah deine sichere Hand." — „Es war ja nur alles Spiel. Laß den Gedanken fallen, Carmencita." — „Nein. Deine Entscheidung in dieser Frage soll für mich ein Prüfstein sein, ob deine Liebe Hindernisse zu überwinden weißt!" —

Ein Vierteljahr später kündeten die bunten Anschläge von allen Mauern das erste öffentliche Auftreten des jüngsten Espada, des ehemaligen Studenten Vincente Garrido, in der Madrilener Arena an. Vor den Plakaten sammelten sich die Menschen: „Er hat einer Frau zuliebe das Studium aufgegeben und ist Stierkämpfer geworden. In seiner Heimat erzählen sie Wunderdinge von der Macht die sie über ihn hat, die seine Hand zum sicheren Stoße leitet." —

Vincente Garrido besuchte vor seinem großen Tage noch einmal das Heimatdorf. Er stand im Patio des Gutshauses und reichte Carmencita die Hand zum Abschied: „Du kommst doch zum Kampf, Carmencita?" — „Glaubst du, ich würde mir den Genuß deines ersten großen Sieges entgehen lassen? Ich will ihn kosten, den Beifall der Menge, der auch mir gelten muß!"

Da klang vielfacher Hufschlag von der Straße, und Vincente horchte auf: „Kommt das Vieh von der Weide? Grajito?" Er vergaß Carmencita und trat in die Tür. Die Rinder seines Vaters wurden nach dem Pachthof getrieben, und ihnenvoran trottete Grajito. Plötzlich stutzte der Stier; dann bot er dem Herrn, dem Freund, den starken braunen Kopf zur Liebkosung. Vincente kraulte ihm mit den Fingern hinter den Ohren: „Grajito, alter Grajito"

„Vincente!" Das scharfe Wort ließ ihn zusammen fahren. Er gab dem Tier einen Schlag auf den Rücken: „Lauf zu, Grajito!" Dann trat er in das Haus zurück: „Vergeih, Carmencita." Sie lächelte, doch ihre Mundwinkel umspannte ein halbverstechter, häßlicher Zug: „Ist dir der Stier im Augenblick des Abschieds mehr wert als die Braut?"

Vincente erschrak vor dem Haß, der aus den Worten sprach, doch er suchte zu scherzen: „Carmencita, willst du auf ein Tier eifersüchtig werden? Ich schenke dir Grajito. Er soll in dir die Herrin erkennen." Sie lachte: „Ein Stier als Brautgeschenk! Ich dachte, du würdest mir den andern, den übermorgen in der Arena, weihen?" — „Ich habe ihn dir versprochen." — „Dein Ehrenwort?" — „Ja."

Als Vincente zwei Tage später mit der Quadrilla in die Kampfbahn der Madrilener Arena trat, senkte er den Hut vor einer Loge tiefer als vor dem König. Fünfzehntausend Augenpaare sahen den Gruß, und durch die Tribünen ging ein Raunen: „Dort sitzt sie, um derentwillen er Espada wurde." Carmencita Novarez sonnte sich in der Bewunderung der Menge.

Drei Stiere fielen, bevor der vierte Trompetenstoß Vincente wieder in die Kampfbahn rief. Der Espada sah, daß der Stier, der ihm den Rücken wandte, von den Banderilleros zur Wut gereizt war. Er senkte den Degen zum Gruß vor Carmencita, trat dem Stier entgegen — und stutzte: „Grajito!" Die Menge hörte nicht den leisen Schrei, und das Tier, dem der Schaum um das Maul stand, jagte auf den neuen Gegner mit dem roten Mantel und der bunten Tracht, die es während der letzten Minuten hassen gelernt hatte, zu. Vincente stand erstarrt. „Grajito," war sein einziger Gedanke, „Grajito! Die Tribünen hielten seine Haltung für bewundernswürdige Ruhe. Vincente sah nur den braunen Kopf, den er so oft gestreichelt, und das Blut, das von den Banderillawunden über den Rücken lief. Er wollte den Degen fortwerfen: „Grajito, alter Grajito!"

Da erkannte er in den Augen des Tieres die Wut, und plötzlich höhnte es ihm in den Ohren: „Dein Ehrenwort!" Sein Degen traf den schneeweißen Fleck auf Grajitos Nacken, und der Stier fiel im Stoß.

Der Orkan des Beifalls raste durch die Arena. Vincente Garrido dankte nicht. Er antete neben dem gefällten Gegner: „Grajito, alter Grajito!" Und plötzlich las er in den Augen des sterbenden Tieres das Erkennen. Das weiche Maul stieß sanft mit letzter Kraft gegen eine Hand, und die rosigen Nüstern weiteten sich zum letzten Mal. Die Menschen auf den Tribünen wußten nichts von Grajito und seinem Herrn. Sie tobten ihren Beifall in die Bahn hinab, und Grajito starb. Auf Carmencitas Lippen stand ein Siegeslächeln: „Dummes Vieh, dich streichelt er nie wieder!"

Dann erhob sich der Espada. Langsam trat er auf die Loge zu. Vier Schritt vor den Brettern blieb er stehen. Er sah den Triumph in Carmencitas Gesicht, er erkannte, daß er ihr den Kampf mit Grajito verdankte. Er zog den Hut langsam wie zum Gruß — und warf ihn Carmencita mitten ins Gesicht: „Teufel!"

Es war Vincente letztes Auftreten in der Arena.

Dünenfriedhof

„Wie sie so sanft ruh'n, die Toten" —
Leise singen's die roten
Astern im Muschelkranz.
Flüchtig schwingen im leicht-leichten Tanz
Mückenschwärme, wie Nebelrauch.
Selige Stille — kaum wie ein Hauch
Rühren Winde die Hügel.
Schillernd teilen mit leis-leisem Flügel
Möven die flimmernde Luft.
Grillen zirpen um Gräser und Gruft.
Hohe Fichten recken sich stolz,
„Seemannstreue" wartet am Holz
Eines Kreuzes, das keine Hand
Hochgerichtet im Hügelsand.

„Wie sie so sanft ruh'n die Toten" —
Leise singen's die roten
Astern im Muschelkranz.

Gertrud Lemke.

Plädoyer

Skizze von Wolfgang Federau.

Einen dicken, fetten Strafprozeß, den hätte sich der Rechtsanwalt Linden gewünscht — das war seine Sehnsucht seit drei Jahren. Es ging ihm nicht so sehr ums Geld, sondern um den Ruhm. Der läßt sich nicht erringen, wenn zwei Parteien um Vermögenswerte irgend welcher Art kämpfen.

Dann kam die Sache mit Querrel — mit Querrel, der angeschuldigt war, einen Bauern auf freiem Felde hinter Pichelsdorf überfallen, ermordet und beraubt zu haben. Die Kriminalpolizei glaubte, in dem Mann einen guten Fang gemacht zu haben, fest überzeugt, daß Querrel noch an einer großen Anzahl Kapitalverbrechen nicht unbeteiligt sei. Aber was hilft alle Ueberzeugung, wenn man es mit einem so geschickten Gegner zu tun hat, der aus einigen Dutzend Vernehmungen und Verhören unversehrt hervorgeht, sich niemals in Widersprüche verwickelt und die gefährlichsten Klippen mit bewundernswerter Geschicklichkeit umschifft?

Also ließ man die anderen Vermutungen fallen, und der Untersuchungsrichter beschränkte sich auf die Angelegenheit mit dem Bauern. Hier freilich war die Sache nach Ansicht aller sonnenklar, und wenn Querrel in diesem Falle hartnäckig leugnete — fast lückenlos schloß sich die Reihe der Indizien, und das Ergebnis der Verhandlung konnte nicht im geringsten zweifelhaft sein.

Vielleicht weil diese Geschichte so uninteressant, so beinahe langweilig war, verfiel man darauf, Linden mit der Offizialverteidigung zu beauftragen. Der besann sich nicht einen Augenblick „Raubmord? Ho — natürlich — das machen wir". Am nächsten Tage, bei Durchsicht der Akten, ließ die Begeisterung schon nach — wirklich, hier war kein Lorbeer zu ernten.

Dennoch überlegte Linden, daß ihm hier das Schicksal einen Fall in die Hand gegeben hatte, wie er ihn sobald nicht wieder zugeschoben erhalten würde.

„Wenn ich diesen Mann — trotz allem — frei bekommen sollte, würde die Welt Kopf stehen vor Bewunderung", dachte er und wühlte sich mit einem zähen und verbissenen Eifer in das dicke Aktenstück, als ginge es um sein eigenes Leben. Zwei Abende, zwei halbe Nächte saß er wach, und wenn er sich endlich ins Bett warf, zitterte er vor Aufregung und konnte lange nicht einschlafen. Aber am Abend des dritten Tages stand er plötzlich auf, lief pfeifend und singend im Zimmer auf und ab, bestellte sich ein heißes Bad, kurz und gut, er benahm sich so aufgekratzt und übermütig, daß es keiner besonderen Menschenkenntnis bedurfte, um zu merken: Er hat's! Er hat den Punkt gefunden, von dem aus er die Anklage zu Fall bringen wird.

Freilich, als er dann kurz vor dem Verhandlungstage seinen zwangsweisen Klienten erstmalig sah, dachte er erschrocken „Donnerwetter, wenn dies Gesicht nicht von Rechts wegen an einen Galgen gehört, dann weiß ich nicht . . ." Aber alsbald suchte er sein etwas aus dem Gleichgewicht gebrachtes Gewissen zu beruhigen: „Man soll nicht nach dem Aeußeren urteilen — es hat Schwerverbrecher gegeben, die aussahen wie Heilige und umgekehrt." Querrel flößte aufdringlich und gerissen, beeilte sich dann, um dem Verteidiger in beweglichen Worten seine Unschuld zu beteuern. Der wollte in Wahrheit gar nichts anderes hören, empfahl ihm nur, sich auf die knappeste Beantwortung aller an ihn gerichteten Fragen zu beschränken und im übrigen alles andere vertrauensvoll ihm, dem Verteidiger, zu überlassen. Was zu tun Querrel dann auch bereitwilligst und hoch und heilig versprach . . .

Der Staatsanwalt, ein schmaler, forscher Herr, begnügte sich, einleitend mit schmetternder Stimme auf die in Entsetzen erregender Weise zunehmende Zahl der schweren Verbrechen und auf die Notwendigkeit hinzuweisen, diesen Entartungserscheinungen mit aller Schärfe des Gesetzes entgegen zu treten. Nachdem er dann an Hand der Untersuchungsergebnisse nochmals alle belastenden Momente aufgeführt hatte, beantragte er Todesstrafe.

Nicht einmal die sechs Schöffen zuckten zusammen — das alles war ja so selbstverständlich, lag so klar auf der Hand. Der Vorsitzende erteilte dem Verteidiger das Wort; aus seinen Augen sprach eine leise Bitte: Mach's kurz — hier ist ja doch nichts zu ändern.

Linden erhob sich. Sein Auge traf den Staatsanwalt — etwas in seinem Blick ließ diesen zusammen zucken.

Wort für Wort und Schritt für Schritt zerpflückte Linden den Indizienbeweis. Da war eine Masche, eine einzige, winzige, kaum sichtbare Masche in dem Netzwerk, die nicht ganz fest war, nicht ganz schloß. Und Linden packte diese Masche, wies sie auf, zog an ihr und siehe da — nach einer knappen Stunde hatte er das ganze kunstvolle Gebilde zerfasert, entwirrt, aufgerollt wie einen wollenen Strumpf.

Anfänglich hatte man kaum hingehört. Aber mählich ging ein seltsames Raunen durch den Saal; die Richter, die Schöffen steckten die Köpfe zusammen. Das Gesicht des Staatsanwalts wurde aschgrau.

„Begehen Sie keinen Justizmord, meine Herren", schloß Linden pathetisch, sich der Geschworenenbank zuwendend. „Urteilen Sie nicht auf Grund von Indizien, die wie ein Kartenhaus von dem leisesten Wind zusammengeweht werden können. Mein Klient hat erklärt: Ich bin unschuldig. Ich verlange nicht, daß Sie ihm Glauben schenken. Es geht nicht um Glauben — es geht um das Recht. Recht muß bewiesen werden. Wo — ich frage Sie — wo . . . wo . . . sind jetzt noch die Beweise des Herrn Staatsanwalts? . . ."

Aufatmend ließ er sich nieder. Vielleicht hätte man geklatscht, obgleich es verboten ist. Sicher hätte man es getan — wenn nur nicht der Angeklagte so niederträchtig vor sich hingegrinst hätte. Dennoch — daß dieser Prozeß allen Erwartungen zum Trotz mit einem glatten Freispruch enden mußte, darüber bestand in diesem Augenblick bei niemandem mehr ein Zweifel . . .

Zwei Tage später wurde dem Rechtsanwalt der Besuch Querrels gemeldet. „Er wird sich bedanken wollen", dachte Linden und ließ ihn vor, trotz seiner instinktiven Abneigung gegen dieses Gesicht. Schließlich war es indirekt Querrel zu danken, daß Lindens Plädoyer in alle Zeitungen kam und er fast über Nacht zu einem berühmten und gesuchten Verteidiger wurde.

Querrel grinste in einer Art, die Linden nun bereits erkannte und die ihn immer wieder abstieß.

„Das ging hart am Strang vorbei", sagte er mit heiserer Stimme, sich linkisch verbeugend. „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll, Herr Rechtsanwalt."

„Da ist nichts zu danken", erwiderte Linden fast schroff. „Ich tat nur meine Pflicht — es war meine Aufgabe, ein Schuldig zu verhüten, wo eine Schuld nicht erwiesen ist."

Er wollte eigentlich sagen: „Es ist meine Aufgabe, die Unschuld zu verteidigen und zu schützen", aber vor diesem brutalen und verschlagenen Gesicht bekam er es nicht fertig, so zu sprechen.

„Ich möchte mich trotzdem erkenntlich zeigen", nahm Querrel wieder das Wort. „Und wenn ich auch kein Geld habe, so . . ."

Er nestelte umständlich ein kleines Päckchen aus seiner Tasche, überreichte es mit einladendem Grinsen dem Rechtsanwalt.

Der wollte schon eine abwehrende Handbewegung machen — schließlich siegte die Neugier. Langsam löste er das Papier. Auf seiner Hand lag ein Ring, ein breiter, goldener Ring mit seltsamen egotischen Ornamenten, ein sogenannter Zodiakalring, wie man ihn nur ganz selten findet. Dieser hier war besonders gekennzeichnet — er umschloß einen Rubin, der groß und dunkelrot wie ein schwerer Blutstropfen aus dem matten Golde hervor leuchtete.

Linden umklammerte die Tischplatte mit seinen beiden Fäusten. Sein Gesicht war schneeweiß, und er zitterte heftig. Dieser Ring, einen solchen Ring hatte er vor sechs oder sieben Jahren einem Mädchen geschenkt das er sehr, sehr liebte. Das Mädchen hatte wenig später mit einigen Freundinnen einen mehrtägigen Ausflug gemacht, hatte sich verirrt und war nie mehr wiedergekommen. Erst Wochen danach hatte man ihren armen, gräßlich verstümmelten Körper in einem Walde, von Laub und Erde bedeckt, aufgefunden.

„Was . . . was ist?" lallte Querrel mit verzerrtem Gesicht. Aber er bekam keine Antwort mehr . . .

Als der alte, grauhaarige Bürovorsteher, zutiefst erschrocken über den scharfen, dröhnenden Knall im Nebenzimmer, hereinstürzte, lag Querrel mit zerschmettertem Schädel auf dem Teppich. Vor dem Schreibtisch aber, in den Sessel gekrümmt, saß Linden und lachte wahnsinnig mit grauenvoll verdrehten, vorquellenden Augen.

„Den . . . den hab' ich verteidigt . . . hahaha, ich . . . ich habe die Unschuld verteidigt!"

Der Strick

Skizze von Wolfgang Federau.

In Novno, diesem ungeheuer großen Dorf, das sich Stadt nennt, gibt es unter den Kleinbürgern zwei Leute von erklecklichem Wohlstand. Der eine ist Valamba Varras — was auf deutsch Hammelbieb heißt. Aber dieser Name paßt gar nicht recht zu seinem Träger, der ein biederer Seilermeister ehrlicher Abstammung ist und noch nie wissentlich einem Menschen Böses angetan oder jemanden betrogen hat. Der andere heißt Jan Danilowas Zubor und ist ein Gauner.

Valambas Varras verdankt seinen Wohlstand dem Jan Danilowas — aber trotzdem besteht kein Grund, an der Anständigkeit des Seilers zu zweifeln.

Jan Danilowas war eigentlich seines Zeichens Wasserträger. Das ist ein ehrlicher, aber nicht sehr einträglicher Beruf, weil nämlich die meisten Einwohner sich ihr Wasser selbst holen. Und wenn Jan Danilowas also arm geblieben wäre, so brauchte man nicht viel darüber zu berichten. Er hätte dann das Schicksal von vielen tausend anderen geteilt. Aber es kam so mit ihm, im Laufe der Zeit, daß er eines Abends, nachdem er bereits zwei Tage lang gehungert hatte, mit dem Bewußtsein auf der Straße herum lungerte, er werde auch heute keinen Bissen zu essen bekommen und am nächsten Morgen ebenfalls nicht. Ja, er blickte ohne Hoffnung auf eine Wendung zum Besseren in die allernächste Zukunft. Jan Danilowas besaß als Wasserträger seinen Stolz. Er hätte sich keinen Augenblick besonnen, zu stehlen — sofern er über die körperliche Gewandtheit für eine solche Tätigkeit verfügt hätte —, aber betteln: nein!

Nun kann der normale Mensch alles andere besser ertragen als ausgerechnet Hunger. Ein leerer Magen ist ein mächtiger Diktator und durchaus geeignet, das Seelenleben des Menschen restlos umzukrempeln. Jedenfalls empfand Jan Danilowas plötzlich den dringenden Wunsch, die ganze Wassertrügerei an den Nagel zu hängen und sich daneben.

Zuerst hatte er daran gedacht, in den Fluß zu springen und zu ertrinken. Aber diesen Plan schob er bald weit von sich. Denn er hatte trotz seines Berufes sein Leben lang so peinlich darauf geachtet, seinen Körper nicht in unmittelbare Berührung mit dem feuchten Element zu bringen, daß er die Ueberwindung nicht aufbrachte, im letzten Augenblick seines Daseins mit diesem Grundsatz zu brechen.

Mit dem Aufhängen wiederum hatte es auch seine Schwierigkeiten. Dazu brauchte man einen Strick, natürlich — und woher sollte man den nehmen? „Ach", überlegte Jan Danilowas, „ich werde ihn mir erbetteln. Das erste und das letzte Mal tue ich so etwas. Wie wird man deswegen schlecht über mich reden. Aber ich denke, es kann mich nicht mehr aufregen, wenn ich erst einmal tot bin."

Jan Danilowas ging zu Valamba Varras, dem Seiler. „Gib mir — um der ewigen Barmherzigkeit willen — ein Endchen Strick, hanfenen, festen Strick, Meister," bettelte er. „So lang nur, wie mein Arm ist, das genügt."

„Wozu?" fragte der Seiler, mehr neugierig als böse.

„Meine Ziege ist mir entlaufen," log Jan Danilowas, „ich will versuchen, sie wieder einzufangen. Und ich habe kein Geld, um mir einen Strick zu kaufen."

„Da nimm", erwiderte der Seiler und warf ihm einen Strick von gut zwei Meter Länge hin — denn er war gutmütig und barmherzig. „Ich wünsche dir viel Glück."

„Der Himmel wirds vergelten," brummelte Jan Danilowas und schob mit seiner Beute ab. „Ich werds noch heute tun — sogleich," beschloß er im Davongehen. „Aber draußen im Walde. Hier in der Stadt fühlen sich die Behörden immer gleich belästigt durch einen Selbstmörder."

Er ging also hinaus, dem Walde zu, so schnell oder so langsam, wie es seine müden Beine und sein leerer Magen zuließen. Auf dem Wege traf er einen Bauern. Der wunderte sich sehr, denn Jan Danilowas trug das Ende Strick in beiden Händen so vorsichtig, als wäre es eine große Kostbarkeit.

„Warum trägst du den Strick so sorgfältig?" wollte der Bauer wissen.

Jan Danilowas grinste breit — er hatte einen plötzlichen Einfall. „O," meinte er, „das ist ein guter Strick, ein kostbarer Strick. Ein Teil von jenem Strick, mit dem man Bela Jatioc, den Raubmörder, hingerichtet hat, vor drei Wochen. Wer ihn trägt, der wird nie krank, der braucht keine Steuern zu zahlen und kann tun, was er will, ohne daß er jemals erwischt wird. Mein Schwager, der Henker, hat ihn mir geschenkt, diesen Teil vom Strick. Weil er mich so gern hat — deshalb hat er ihn mir geschenkt."

„Verkaufe mir ein Stückchen von dem Strick," sagte der Bauer. Und seine Augen blitzten. „Nur so lang, wie mein Daumen ist, nicht länger. Ich gebe dir fünf Lit dafür."

„Nicht unter zehn," erwidert Jan Danilowas und machte Miene, weiter zu gehen. Aber der Bauer langte schon in seinen Brustbeutel und holte ein paar fettige Banknoten hervor. „Da sind zehn," brummte er, „nun gib."

Jan Danilowas maß an dem Strick genau die Länge eines Daumens ab. Es blieb noch genug übrig — man sah gar nicht, daß der Strick kürzer geworden war.

Dann kehrte er in die Stadt zurück. Zehn Lit hatte er seit Jahren nicht besessen. Er ging in eine Kneipe und bestellte Suppe und Fleisch und Kartoffeln. Zwei Lit legte er auf die schmutzige Tischplatte, damit der Wirt sehe, daß sein Gast Geld besitze, und ihm gut bediene. Und den Strick legte er daneben, bewachte ihn streng mit den Augen.

Als er sich satt gegessen hatte, ließ er sich noch ein Viertel Schnaps geben. Die anderen Gäste, die sahen, wie eifersüchtig er den Strick bewachte, fragten ihn, was es damit für eine Bewandtnis habe. Er wiederholte die Geschichte, die er vorher dem Bauern erzählt hatte. Mit gutem Erfolg. Denn als die Kneipe geschlossen wurde und er sich ein Quartier suchen ging, besaß er dreihundert Lit und ein kleines Stückchen Strick von wenigen Zentimetern Länge, das er behalten hatte, um den Schein zu wahren. Der Rest war verkauft, zu einem festen Preise. Zehn Lit für eines Daumens Länge.

Am nächsten Morgen suchte er Valamba Varras auf — denn er war ein dankbarer Mensch. „Ich habe die Ziege gefunden," erzählte er dem Seiler, „aber den Strick, den du mir gabst, verloren. Ich will ihn dir bezahlen — denn ich habe inzwischen ein paar Lit verdient. Was kostet er?"

„Nichts," sagte der Seiler, der sich über den ehrlichen Bettler freute. „Ich habe ihn dir ja geschenkt."

„So danke ich dir," sagte Jan Danilowas mit einer Verbeugung. „Und ich bitte dich zugleich, mir jetzt etwas zu verkaufen. Fünfzig Meter Hanfseil von derselben Sorte."

„Gern," sagte der Seiler und packte ihm den Strick in Papier, strich das Geld ein und schmunzelte vergnügt. „Der Himmel ist gerecht und gütig," dachte er. „Und jede gute Tat findet einmal ihren Lohn. . . ."

Seitdem zieht Jan Danilowas durch das Land — dreißig oder vierzig Meter Strick im Rucksack, ein oder zwei Meter sorgsam in der Hand tragend. Litauen ist kein sehr großes Reich. Aber es gibt genug Leute, die gesund bleiben wollen, ungern Steuern zahlen und unter Umständen Wert darauf legen, nicht von den Behörden erwischt zu werden — wenn sie nämlich irgend etwas getan haben, was besser ungeschehen geblieben wäre.

Seinen Bedarf an hänfenem Seilwerk bezieht Jan Danilowas nur von Valamba Varras. Da mag auch so etwas mitspielen wie Aberglaube. Und der Seiler freut sich seines guten Kunden, dem er schon mehr als achthundert Kilo Hanfseil verkauft hat. Denn Jan bezahlt immer prompt und gut.

Nie freilich fragt der Seiler ihn, wozu er diese Unmenge hänfener Seile brauche. „Es ist nicht nötig, das zu wissen," denkt er. Und darin hat er recht.

Ob durch die Tätigkeit von Jan Danilowas der Gesundheitszustand in Litauen sich gebessert hat, ob den öffentlichen Kassen seitdem weniger Steuern zufließen, das weiß ich nicht. Aber daß die Kriminalität in letzter Zeit erheblich gestiegen ist, kann man in jeder Zeitung nachlesen. Woraus zu schließen, daß — wie man zu sagen pflegt — doch „irgend etwas dran sein muß" an den Wunderkräften, die man dem Strick des armen Bela Batioc zumißt.

Trost in Trübsal

Und fallen die Stunden aus der Uhr
Schwer wie Kastanien und stachelbesetzt,
Warte nur, Bruder, warte nur:
Ihre schmerzende Schale ist bald zerfetzt.

Tröstlich grüßen dich in blanker Frucht
Praller Keim besonnterer Tage;
Siehe, dein Leid denkt schon an Flucht
Im sturmgesättigten Glockenschlage.

Max Bittrich.

Jenseits der Grenze

Skizze von Ch. Liedtke-Magdeburg.

Der alte Abromeit hatte sich niemals viel mit seinem Tode gehalten. Denn wenn man 78 Jahre in Sturm und Sonnenbrand den Pflug geführt, den Torf gestochen hat, wenn man Kosaken über seine Heimatstätte hereinbrechen sah, gierig wie das Raubtier beim Fang, den fesselnden Willen im entmenschten Blick, wenn einem dreimal die Flammen garben der Vernichtung Hoffnung und Mühe trafen, dann macht man für den Tod keine Umstände mehr. Wenn es so weit ist, mag er ihn von dort holen, wo ihn das Leben gelassen hat.

So fand Auguste, die Magd, den Bauern auf dem Brettstuhl sitzend, den Kopf an die harte Ziegelwand gelehnt, den keuchenden Atem des Todeskampfes auf den Lippen. Als man den Alten auf das breite Himmelbett legte, das seines Lebens ersten Schrei gehört und jetzt den letzten Seufzer entstehen sah, da raffte er noch einmal seine Kraft zusammen. Wie von einem fanatischen Feuer brennend straften sich die welken Züge. In die Augen trat der überirdische Blick des Sehers, und krampfhaft, stoßend, als könne der letzte Wunsch vergessen werden, brachen die Worte hervor: „Und begrabt mich in deutscher Erde . . . ich will dabei sein, wenn . . ." dann sank er kraftlos zurück. Der Tod hatte ihm das Ende der Worte von den Lippen genommen.

Der Wunsch eines Sterbenden ist Befehl. Aber eine Behörde kennt nur Befehle von